Die Schatten.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(10. Fortsetzung.)

Dann hast Du Dein Leben, ein herrliches Leben, welches der Welt von tausendfachem Nutzen sein könnte, um eines Weibes willen verwettet, und mir, wenn ich auch dann nicht den Muth finde, ein Ende zu machen, für den Rest meiner Tage das Bewußtsein aufgebürdet, Dich in den Tod getrieben zu haben...."

„Auch ich bin ein guter Schütze," sagte er finster.

„Und so wollen wir an seiner Leiche Hochzeit machen! So geht es im Walde unter den Thieren zu, der Hirsch spießt seinen Nebenbuhler und freit dann um die Hindin, — wir aber sind Menschen, Georg, die ein Gewissen haben. Ob es Dich nicht bedrücken würde, den Mann getödtet zu haben, der kein anderes Verbrechen an Dir begangen, als eben der Gatte des Weibes gewesen zu sein, welches Du für Dich begehrtest—ich weiß es nicht, Ihr Männer mögt da anders empfinden. Aber ich! Ich soll mir sagen, daß ich dem Manne, der einst durch seine Werbung mich vor der Verzweiflung, ja vor dem Tode errettet, nun zum Danke dafür den Tod bereitet! Und mit dieser Schuld auf der Seele soll ich glücklich sein und Dich glücklich machen? O Georg, wie wäre dies möglich?!"

„Es gibt noch einen andern Weg," sagte er. „Mir sollen Glück und Heimath dort sein, wo ich Dich zu meinem Weibe machen kann. Wir wollen nach […]ika gehen, nach Australien—wohin […] Von dort aus wird eine […]ige Scheidung in irgend einer […]erreichen sein...."

„[…] dies wäre nur Unheil für Dich, […] Er würde Dich finden, wohin […] wir flüchten wollten, und dann […] wir wieder vor der Frage, wer […]ch Beiden der bessere Schütze wäre. […] selbst wenn uns dies erspart bliebe […]um welchen Preis hättest Du meine […]nd erkauft! Um Alles, was Dich heute […]freut, den Besitz Deiner Väter, Deine Stellung in der Heimath, die Werthschätzung Aller, die Dich kennen und lieben. Und wie könnte ich ein reines Glück finden bei dem Gedanken, daß Du all dies dahingegeben für den Besitz einer — verblühten Frau!.... Ja, Georg, auch dies muß gesagt sein!"

„Du bist um sechs Jahre jünger als ich!"

„Um zehn Jahre älter," erwiderte sie, „wenn Du nach dem Aeußern urtheilst, und um ein Menschenalter, wenn Du nach der Kraft zum Leben, nach der Freude am Leben fragst."

„Sprich nicht so!" rief er. „Wenn Du wüßtest, wie schön Du mir erscheinst mit Deinen bleichen, verhärmten Wangen, den müdgeweinten Augen—wie Du mir heute das Herz tiefer bewegst, als einst durch Deine Jugendblüthe.... Die Liebe kann viel, Sophie! Du wirst wieder aufblühen und glücklich werden und mich beglücken!"

Mehr als die Worte ergriff sie die heiße, zitterige Innigkeit des Tons, in dem er sie sprach. Das drohte sie zu übermannen. Aber sie faßte sich wieder.

„Es kann nicht sein, Georg! Glaube es mir, dringe nicht in mich, es ist vergeblich! Vergeblich!" wiederholte sie mit größter Entschiedenheit. „Auf solchem Boden läßt sich kein Glück für uns Beide aufbauen — für geringere Naturen vielleicht, für uns nicht. Ich würde es nicht ertragen, Dich um meinetwillen in Wirrnisse hineingezogen zu sehen, die Dich tief unglücklich machen, Dich beflecken würden.... Es dämmert schon; der Diener, der mir die Nachricht von der Rückkunft meines Mannes bringt, kann uns jeden Augenblick unterbrechen — ich habe ihn ins Vertrauen ziehen müssen — ich denke, Georg, es ist besser, wenn Du früher gehst. Und wenn Du mir noch eine Liebe erweisen willst, so erfülle meine Bitte: reise noch heute ab—es ist Gefahr im Verzuge! Mein Mann weiß, daß Du einst mein Verlobter warst — ein Zufall hat es ihm errathen...."

„Deine Ohnmacht?"

„Nein—dies bestärkte nur seinen Verdacht. Und ich selbst habe ihm auf seine Frage noch mehr gesagt, Alles—nur von Deinem Briefe schwieg ich...."

„Daher die Art, in der er mir begegnete!.... Ich hielt es für eine Eingebung seines Instinkts."

„Du mußt gehen, Georg! Bleibst Du, so verlängerst Du nur unser Beider Qual und stürzest Dich ins Verderben. Auch aus Schonung für eine Andere, eine Schuldlose, flehe ich Dich darum an.... Du weißt, warum Dich mein Mann einlud?"

„Nein," sagte er. Er war, seit er jenes „Vergeblich!" aus ihrem Munde vernommen, wie betäubt und sprach langsam und unsicher. „Das heißt.... heute Nachmittag stieg mir eine Ahnung auf. Bis dahin glaubte ich, daß er mich nur eben kennen zu lernen wünschte, da ich ja nun einmal der Erbe des Majorats bin."

„Jetzt aber weißt Du es besser.... es war um Helenens willen."

„Dafür kann ich nichts! Ich habe nie Anlaß zu solcher Vermuthung gegeben."

„Vielleicht doch, Georg, ohne daß Du es wolltest. Du beschäftigtest Dich in Wien viel mit Helenen, Du zeichnetest sie bei jeder Gelegenheit aus. Du thatest es nicht deshalb, weil Dir das liebe, schöne, fröhliche Mädchen gefiel—so gefiel, wie sie es wohl verdiente — sondern weil sie meine Nichte war und Dir von mir erzählen konnte."

„Das gebe ich zu, aber ich habe kein Wort gesagt, welches —"

„Selbstverständlich! Aber sie deutete es anders, und daß sie ihr Herz an Dich verlor, ist wohl auch kein Wunder. Sie liebt Dich wirklich, und weil sie Gemüth hat, ein tieferes, als Du nach ihren Possen meinen könntest, so wird sie Dich, fürcht' ich, nicht so rasch vergessen, wie ich für sie wünschen will. Du hast die Pflicht, sie nicht länger in ihrer Täuschung zu belassen!"

„Was kümmert sie mich?" rief er wild, „was kümmert mich in diesem Augenblick die ganze Welt?!.... Ich soll Dich lassen, Sophie, für immer lassen.... Du verlangst es zu meinem Heil—mir klingt's wie bitterer Hohn.."

„Es ist mein Trost, daß Du dies einst besser erkennen wirst, als heute. Mein bester Trost, Georg.... Und weil geschieden sein muß, so ist das Beste, Du reisest sofort. Es ist Gefahr im Verzuge, wiederhole ich. Mein Mann zürnt Dir, nicht allein aus Eifersucht, sondern noch mehr, weil er meint, daß Du mit Helenen ein gewissenloses Spiel getrieben hast, um Zutritt in unser Haus zu gewinnen. Geh', Georg, geh' mit Gott, sei glücklich!"

Sie reichte ihm die Hand, er faßte sie mit leidenschaftlichem Druck.

„Ich kann nicht!...." rief er. „Was schreckst Du mich mit seinem Zorn! Ich fürcht' ihn nicht!"

Die Thür wurde jählings, ohne Pochen, geöffnet. In der Thüre stand Graf Dietrich.

Sie gewahrten es Beide nicht, so tief waren sie erregt.

„Ich wollte, ich stände ihm gegenüber", fuhr Georg fort, „Mann gegen Mann! Aber was heute nicht möglich ist, kann es in Jahren sein."

Der Graf trat vor.

„Es ist auch heute möglich," sagte er langsam und laut.

Die Beiden wichen entsetzt zurück; dann trat der Baron vor die Frau, als wollte er sie schützen. Sie aber drängte ihn bei Seite, stürzte auf den Grafen zu und sank zu seinen Füßen nieder.

„Dietrich," rief sie, „urtheile nicht nach dem Schein! Ich habe mein Wort gehalten!"

„Ich zweifle nicht," erwiderte er. „Ich habe es mit eigenen Ohren gehört. Aber mit Ihnen spreche ich später.... Herr Baron, Sie werden jetzt das Zimmer verlassen, das Schloß jedoch nicht eher, als bis ich mit Ihnen gesprochen habe. Ich denke, es wird in kaum einer Stunde möglich sein. Bis dahin bleiben Sie in Ihrem Zimmer. Ich hoffe, Sie sind nicht feig genug, um sich heimlich hinwegzustehlen!"

„Dietrich!" rief die Gräfin noch einmal, „höre mich doch an — um Gottes Erbarmung willen!"

Georg trat vor.

„Ich verlasse das Zimmer nur mit Ihnen!" sagte er. „Sind Sie sinnlos genug, auf einige erhorchte Worte hin Ihre Frau zu verdächtigen, so könnten Sie auch sinnlos genug sein, die Unglückliche zu mißhandeln."

„Unverschämter!" brach der Graf los. Aber in der nächsten Sekunde bezwang er sich wieder.

„Soll ich," fragte er, „meine Diener rufen und ihnen sagen: „Ich habe hier bei meiner Frau in tiefer Dämmerung einen fremden Mann gefunden — fasset ihn und werft ihn die Treppe hinab —" wollen Sie mich dazu zwingen?"

„Höre mich!" rief die Gräfin noch einmal und umklammerte seine Kniee.

Er machte sich aus der Umschlingung frei, trat einen Schritt näher an den Baron heran und deutete nach der Thür.

Georg zögerte noch einen Augenblick, dann schritt er hinaus.

Der Graf folgte ihm auf dem Fuße.

Dreizehntes Kapitel.

Während sich dies im Gartenflügel des Schlosses begab, hatte sich im Schreibzimmer des Grafen ein anderes Ereigniß abgespielt, lautlos und im Innern einer Menschenbrust, und doch nicht minder erschütternd, als jene laute Scene.

Vielleicht nie vorher hatte Hans Fridinger das Schreibzimmer des Grafen mit einer wärmeren Empfindung, mit einem tieferen Mitgefühl für seinen Gebieter betreten, als da er kam, sein Versprechen gegen Sophie einzulösen. Der bittere Kampf, welcher seit Jahrzehnten in seinem Herzen währte, vielleicht sein Leben lang, seit jener Zeit, da der junge Grafensohn den armen Dorfjungen in seine wilden Streiche verwickelt, der Kampf zwischen Dankbarkeit und Grauen, Bewunderung und Abscheu, Liebe und Haß war in diesem Augenblicke fast geschlichtet. Er hatte mit dem harten Manne, der mitleidlos durchs Leben gegangen und kaum gefragt, über wessen Glück sein Fuß geschritten, ein Mitleid empfunden, wie schwer er ihn oft auch unter den Folgen seiner Thaten hatte leiden sehen, nun zum ersten Male erfüllte ihm diese Empfindung die Seele und deckte allen Groll. „Man vollendet nicht in Gottes Namen, was man in Teufels Namen begonnen hat!" hatte er unter dem ersten Eindruck der Entdeckung, warum der Baron in dies Haus gekommen, ausgerufen — aber war es etwa ein Verbrechen, als Greis eine schlimme That der Jugend sühnen zu wollen, und verdiente der Versuch, ein ehrlich, in reinster Absicht begonnener Versuch, eine solche Strafe des Schicksals?

Die Strafe war die grausamste, die sich hätte ersinnen lassen, sie traf des Grafen Herz an der empfindlichsten Stelle, dem Gefühl für seine Gattin — und sie warf ihre Schatten nicht blos über ihn, sondern jenes Wesen, welches ihm auf Erden das theuerste war, welches er mit der reinsten, selbstlosesten Liebe hegte. Der alte Diener war nicht entsetzt gewesen, als ihm der Graf am Vormittag erzählt, wie er sich einst an den Eltern Georgs vergangen—nun schien ihm die Rechnung ausgeglichen bis auf den letzten Rest. Mindestens dies! — vielleicht war Georgs Verschulden ein noch schlimmeres. Der Graf hatte das Weib, das er begehrte, mit allen Mitteln der List bethört, aber er hatte nicht zu diesem Zwecke ein unschuldiges Kind belogen und betrogen—wie feig wäre es, wie gewissenlos und erbärmlich! Wenn Georg geahnt hätte, was in dem Manne kochte, der ihn so unterwürfig zu den Zimmern der Gräfin geleitet—daß er ihm am liebsten an die Kehle gefahren wäre und ihn niedergeworfen hätte, wie man ein böses Thier unschädlich macht. Er hatte sich bezwungen, er hatte diesen Wunsch seiner Herrin erfüllt und wollte nun auch das andere, noch schwerere Versprechen einlösen, um jenes Felsstück aufzuhalten, — aber wie heiß, wie inbrünstig er auch das Gelingen wünschte, es zu hoffen wagte er kaum. Mit den „Schatten" ließ sich nicht kämpfen—das hatte sein unglücklicher Herr erfahren. Er war durch den Versuch nicht schuldloser, nur unglücklicher geworden. Ohne vielleicht das Wort dafür zu wissen, empfand der alte Mann dies Schicksal als ein tragisches und es wühlte ihm das tiefste Herz auf. Nein! Mindestens nicht noch schuldiger sollte sein armer Herr werden, indem er auch den Sohn tödtete, wie er einst den Vater getödtet. War der Brief wirklich der unwiderlegliche Beweis, den der Graf für Georgs böse Absicht haben konnte, so wollte er ihn hinwegräumen. Er konnte es getrost thun, auch den Baron traf dann schon einmal die Vergeltung dafür, was er an Helenen gethan, an dem Grafen versucht — vielleicht nach Jahrzehnten und gleichfalls durch einen Menschen, dem er nur Gutes hatte erweisen wollen— aber sie traf ihn....

Sie traf ihn gewiß, wie sie Jeden ereilte. „Es giebt eine ausgleichende Gerechtigkeit, nicht im Himmel, sondern auf Erden" — nun deutlicher, als vor wenigen Stunden, da er sie vernommen, empfand er die Wahrheit dieser Worte. Die Hanna hatte gebüßt, was sie an ihm verschuldet, und er, was er an ihr geübt. Er hatte die Schuld seiner erbarmungslosen Härte durch sein gesammtes Leben abgetragen, durch die ganze Art, wie es sich gestaltet—wie anders, wie viel friedlicher und beglückter es wohl sonst verlaufen wäre! Wie karg an Ruh' und Freuden waren all' die Jahre gewesen, die langen siebenunddreißig Jahre, welche er, durch die Dankbarkeit gefesselt, an seines Herrn Seite verbracht! Zum ersten Mal seit langer Zeit war ihm heute wieder auf die Lippen getreten, was nie in seinem Herzen ersterben wollte: die Erinnerung an jene unselige, verrathene Jugendliebe.... Ja, auch hier hat das Schicksal in Allem gerecht gewaltet: der Graf hatte für seine Gutthat einen treuen Diener für Lebenszeit gewonnen und jenem feigen Schurken, dem Lenzinger, war sicherlich jenseits des Meeres von anderer Hand der verdiente Lohn geworden.... Und weil das Schicksal gerecht war, so wollte er auch nicht darüber murren, daß es ihn für sein Leben zum Werkzeug eines fremden Willens gemacht, zum Stab, auf den sich sein Herr gestützt und mit dem er geschlagen. Er wollte ihm treu sein, treu bis an's Ende, — und was er nun vorhatte, war ja gleichfalls Treue, nicht Untreue.

Trotzdem bebte seine Hand, als er nun vor dem Schreibtisch stand und den Schlüssel hervorzog. Wer ihm, Hans Fridinger, vor einer Stunde gesagt hätte, daß er seines Herrn Abwesenheit benutzen werde, um demselben etwas zu entwenden, er hätte es als die frechste, ungerechtfertigtste Zumuthung empfunden. Er, dessen Stolz die makelloseste Ehrlichkeit, die unbedingteste Verläßlichkeit war! Und nun wollte, nein — mußte er es dennoch thun.

Er blickte sich scheu um; in dem weiten Gemach, in welchem noch all' die Geschenke gruppirt standen und die welkenden Blumen auf den Tischen lagen, regte sich kein anderer Laut, als das leise Flüstern des Windes, der durch die offenen Fenster drang und die Seidenbänder an den Kränzen, die Blätter der Palmen leise bewegte. So gering das Geräusch war, er empfand es in diesem Augenblick peinlich und schloß die Fenster.

Dann ging er wieder auf den Schreibtisch zu, zog den Schlüssel hervor und hielt abermals inne, um zu lauschen. In dem Gemach selbst war es nun todtenstill, aber aus dem anstoßenden Zimmer, dem Schlafzimmer, glaubte er ein Geräusch zu vernehmen, wie das geheime Wispern von Menschenstimmen. Leise und behutsam öffnete er die Thüre und spähte in den Raum—das Geräusch kam aus dem Gezweige der Linde, welches sich in das offene Fenster drängte. Auch dieses schloß er, dann schob er an der Thüre den Riegel vor, und ebenso an der anderen, welche aus dem Arbeitszimmer auf den Korridor führte.

Nun endlich glaubte er sich sicher zu fühlen, aber da fuhr er wieder zusammen. In jener Ecke dort, hinter dem großen, gestickten Wandschirm, welcher gestern als Geschenk einer Wiener Verwandten eingetroffen, hatte sich etwas geregt. Es war wohl Täuschung — doch nein! — sein Herz begann zu klopfen, das war ein Seufzer!" Mühsam gewann er die Kraft, auf den Wandschirm zuzuschreiten und in die Ecke zu sehen. Es war der Lieblingshund seines Herrn, der dort auf einem Tabouret seinen Nachmittagsschlaf gehalten und nun erwacht war. „Fort, Nero!" rief er, trieb den Hund durch einen Fußtritt auf und verschloß ihn im Nebenzimmer.

Der Hund verhielt sich ruhig, auch sonst regte sich nicht der leiseste Laut und der Schloßhof draußen lag verödet. Auch waren die Fenster so hoch angebracht, daß Niemand in's Gemach blicken konnte. Das wußte ja der Alte sehr wohl und trat dennoch noch einmal an's Fenster heran, um sich davon zu überzeugen. Er preßte die glühende Stirne an die Scheiben und starrte hinaus—einige Minuten lang stand er so. Dann zog er die Vorhänge hinab—es hatte keinen Zweck—es geschah wohl nur instinktiv, weil er im hellen Lichte nicht den Muth zu seinem Vorhaben finden konnte.

Nun endlich hatte er diesen Muth gefunden. Er trat vor den Schreibtisch, seufzte tief auf, zog den Schlüssel hervor und öffnete dann rasch jene Lade, in welche der Graf, wie er sich zu erinnern glaubte, das Büchlein geworfen. In der Lade lag ein Stoß von Papieren; es waren Briefe, entfaltet und sauber geschichtet; das Büchlein lag nicht zu oberst, wie er gehofft, aber in dieser Lade mußte es wohl doch sein, vermuthlich war es zwischen den Papierhaufen auf den Boden hinabgeglitten. Er fühlte mit der Hand hinab—wirklich, da lag zu unterst ein Büchlein—er zog es hastig hervor, so hastig, daß ein Häuflein der geschichteten Briefe zu Boden fiel—aber das Gesuchte war es nicht. Es war ein gedrucktes Büchlein in blauem, verschossenem Leinwandband: „Gebetbuch für katholische Christen," stand auf dem Rücken in verblichener Goldschrift, unregelmäßig von der Hand eines ungeschickten Buchbinders aufgedruckt, und am Fußende des Rückens standen die Buchstaben: „H. B."

Den alten Mann traf der Anblick wie ein Blitzstrahl; das Antlitz wurde todtenfahl, die Augen drängten aus ihren Höhlen, seine Hand zitterte so stark, daß ihm das Büchlein entfiel und zur Erde kollerte.

„Jesus! Maria!" stöhnte er — er hatte das Büchlein auf den ersten Blick erkannt; es war das Gebetbuch, welches er der Hanna im Auftrage ihres Vaters als Geschenk zu ihrem siebzehnten Geburtstage aus Klagenfurt mitgebracht; er selbst war dabei gestanden, wie der Buchbinder die Anfangsbuchstaben ihres Namens—Hanna Buregger—mit Blattgold auf den Rücken aufgepreßt...... wie kam dies Buch in die Lade des Grafen?!

Er bückte sich nach dem Buche—auf dem lithographirten Blatte hinter dem Titel mußte ja noch der Name „Martin Buregger stehen unter den herzlichen Worten, die der alte Schulmeister für sein Kind hineingeschrieben. Aber das Blatt fehlte—es war herausgeschnitten—man sah noch die Spur, und auf dem gerippten Papierblatt vor dem Titel stand eine andere Widmung:

„Meinem geliebten Dietrich schenke ich zum Geburtstag dieses Buch, damit er das Beten lernt und nicht mehr wie ein Heide lebt. Aus diesem Buche soll er es lernen, in welchem ich so viel für ihn gebetet habe. Deine Hanna, welche Dir für das ganze Leben treu ist, und wenn es mir Gott gestattet, auch im künftigen Leben. Thernstein, am Siebenten des Junimonats 184*."

Es waren acht Zeilen, er hatte sie in einem Athemzuge überflogen und doch verstrich Minute auf Minute und er starrte noch immer auf die vergilbten Schriftzüge hin. Sein Antlitz war schreckhaft verändert, krampfhaft hob und senkte sich seine Brust, daß sein Athem wie ein Aechzen durch den stillen Raum ging. Endlich begann er zu schluchzen, aber die Augen blieben trocken, die Lippen preßten sich zusammen, daß sie fast blutlos erschienen, nur der Krampf, der ihm die Brust zusammenschnürte, ward immer stärker. So laut und unheimlich war der Ton, daß der Hund im Nebenzimmer unruhig wurde, aufknurrte und anschlug, dann aber langgedehnt zu winseln begann.

Endlich schleuderte er das Buch zur Erde, erhob sich mühsam und begann im Zimmer umherzugehen, taumelnden Schrittes, wie ein Trunkener.

„Luft!" murmelte er, „ich ersticke!"

Er trat an's Fenster, riß den Vorhang empor und öffnete die Flügel. Nun ward ihm das Athmen leichter; das Winseln des geängstigten Thieres im Nebenzimmer verstummte wieder.

Er starrte in das Gezweige der Linden, auf den dämmernden Schloßhof hinaus, von dem eben der letzte Widerschein der Sonne wich, und sah wohl nichts davon, wußte kaum, wo er war. Er riß ein Zweiglein los, blickte mit starrem, glanzlosem, wie erloschenem Auge darauf hin und begann die einzelnen Blättchen mechanisch abzupflücken.

„Er also war's," murmelte er immer wieder, „er war's — er war's —"

Unaufhörlich wiederholte er die beiden Worte.

„Hund!" schrie er plötzlich gellend auf, indeß seine Finger das Zweiglein zerbrachen. „Hund, Du mußt sterben!"

Wieder regte sich das Thier im Nebenzimmer und bellte laut auf.

Dieser Ton, und der Klang der eigenen Stimme schienen ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Er fuhr sich über die Stirne—dann schritt er auf ein Tischchen zu, wo immer eine Karaffe mit Wasser stand, schenkte ein Glas voll und setzte es an die Lippen. Das Wasser war lau—er stellte das Glas wieder hin. Dann trat er an den Tisch, nahm die Jagdtasche zur Hand, welche Helene gespendet und betrachtete sie aufmerksam, als wollte er jeden Stich prüfen.

„Natürlich mußt Du sterben!" sagte er langsam, „sterben....sterben...."

Wieder begann er auf und nieder zu gehen; ziellos, hin und her durch das weite Gemach, kaum daß er die Gegenstände vermied, die im Wege standen. Da fiel sein Blick auf das Bild des Grafen, welches an der Wand, den Fenstern gegenüber, hing, und blieb davor stehen. Schon deckten es die Schatten der Dämmerung; ihm aber, der das Portrait und sein Original so genau kannte, standen die Züge wohl deutlich vor Augen.

Du mußt sterben! dachte er. Schon um dessentwillen, was Du an der Hanna gethan hast.... Das schöne Mädel war einen ganz Anderen werth, als mich armen, häßlichen Schulmeister — und darum hast Du sie zu Grunde gerichtet.... Sie ist eines Anderen Braut, die Braut des Menschen, den Du sonst ganz gut leiden magst, Deines Jugendgespielen, der immer treu hinter Dir hergelaufen ist, wie der Pudel hinter dem Herrn, und auf jeden Pfiff Deiner Laune zur Stelle war — aber was kann Dich das hindern? — sie ist ja schön und gefällt Dir!....Dich rührt es nicht, wie gut und rein sie ist—Du lässest Deine Künste spielen, Dein Grafenthum und Dein schönes Gesicht, und weil dies Alles noch nichts nützt, so schwörest Du ihr endlich auch die Ehe zu—was liegt Dir an einem Meineid mehr oder weniger—die Hauptsache ist, daß Du sie zu Deiner Metze machst. Und nachdem Dir dies endlich geglückt ist, da rührt es dich nicht, wie unendlich sie Dich liebt — endlich muß jede Comödie ihr Ende haben, mit der „Frau Gräfin" ist es nichts, aber da ist ja der dumme Mensch, der Hans, da, welcher noch keine Ahnung hat — wozu ihn etwa aufklären? Behüte! Das könnte für Alle verdrießlich sein, nicht zum Geringsten für den alten Martin, der in solchen Dingen keinen Spaß versteht — und wäre es nicht eigentlich auch grausam gegen den guten Hans?! Viel besser, man wird Frau Schullehrerin in Velden und der Herr Graf kommen dann zuweilen auf Besuch zu Hochdero Jugendfreunde.... Nur erkennt sie Dich endlich nach Deinem Werthe und sagt Dir, daß sie dem armen Hans die Wahrheit gestehen muß und läßt sich von dieser Dummheit nicht abbringen. Aber er wird ja auch den Namen wissen wollen! — wen nennt man nur?! Richtig, da ist der Lenzinger, ein hübscher, junger Mensch, war im Hause und ist nun tausend Meilen weit—der kann nicht widersprechen, und der gute Hans sagt vielleicht, „Wenn's der war, welcher meine Schmach nicht unter die Leute bringen kann, so will ich Dich doch heirathen!" Aber das einfältige Ding ist anderer Meinung und auch von der Lüge mit dem Lenzinger will 's nichts wissen. Nun, da redest Du ihr eben vernünftig zu: „Erfährt der Hans, daß ich es war, so begeht er am Ende gar ein Verbrechen an mir, etwa einen Mordversuch—ich fürcht' ihn ja nicht, aber es nähme ein schlimmes Ende—im Zuchthaus ist's unbehaglich." Das wirkt, denn sie hat Mitleid mit mir, und was die Hauptsache ist, sie liebt Dich noch immer, liebt Dich trotz alle- und alledem und zittert für Dein Leben. Aber, obgleich sie Deinen klugen Rath befolgt, kommt es doch anders, als Du gedacht; ich nehme die Sache etwas gar zu ernst, und nun erst die Dirne!..... Ihr Tod macht Dir einen Strich durch die Rechnung — Gewissensbisse hast Du freilich nicht, warum hat sie auch trotz Deines Abrathens dem Bräutigam Alles gestehen müssen?! — Aber unbequem ist Dir die Sache—das macht Aufsehen, giebt Gerede; Viele werden daran zweifeln, daß es der Lenzinger gewesen, Andere haben wohl gar einen bestimmten Verdacht gegen Dich und werden damit hervortreten; der Herr Papa aber ist streng und der Hans ein Kerl, der in seiner Rachsucht zu Allem fähig ist. Zwar sagen die Leute, daß er auf dem besten Wege ist, den Verstand zu verlieren, oder sich an den nächsten Fensterhaken zu hängen, und wenn Du gewiß wärest, daß eins von beiden stattfindet, würdest Du auch ruhig zusehen, aber wer bürgt dafür, daß er sich nicht doch wieder faßt und nachzufragen und nachzugrübeln beginnt?!.... Das Beste, das Klügste ist, Du benimmst Dich liebreich gegen ihn und schleppst ihn aus dem Dorfe hinweg und fesselst ihn für Lebenszeit an Dich — das Klügste, und ist's nicht auch das Edelste?! Gewiß, auch das hat Dir vorgeschwebt, Du Guter — und es entspricht ja auch ganz und gar dem, was Du unter Sühne und Gutmachen verstehst! Wie Dir jetzt der Einfall, der Anderen das Haar sträuben macht, nur eben die Seele gekitzelt hat; den Menschen, dessen Vater Du getödtet, zum Gatten des einzigen Wesens zu machen, das Dir je theuer war, so bereitete es Dir damals eine höchst angenehme Empfindung, den Menschen, dem Du sein Glück vernichtet, sein Leben zerstückt, für Lebenszeit als Vertrauten an Dich zu fesseln!.... Und so warst Du edel gegen mich und schiepptest mich fort und rissest mich immer tiefer in Dein Leben und Dein Verschulden hinein—und wenn ich mich aufbäumte, so bliebst Du ganz ruhig—Du kanntest mich — wenn Alles riß, die Kette der Dankbarkeit nicht....

„Du Hund!" schrie er auf und schüttelte die geballte Faust gegen das Bild, „Du Teufel, Du bist schlimmer als ein Teufel!"

Er taumelte einige Schritte zurück, bis er an die Kante des Tisches stieß und sich nun an dieser festhielt.

„Ruhig Blut," murmelte er, „ruhig Blut, ich muß mich ja besinnen, wie es zu geschehen hat."

Wieder trat er ans Fenster und ließ sich die kühle Abendluft um die Stirne wehen.

Ich muß mich und die Hanna rächen, dachte er, muß die Erde von diesem Teufel befreien, aber wie fange ich dies am besten an?.... Ihn niederschießen, wenn er von seiner Fahrt zurückkehrt und hier eintritt—an der Wand hängen die beiden geladenen Pistolen und drüben in der Ecke ein Revolver, der noch verläßlicher ist—aber das ist nicht gut, das taugt mir nicht. Vor dem Galgen schützt mich mein Revolver, nachdem ich erst mit ihm abgerechnet habe, aber das wäre keine gerechte Abrechnung. Ich kann ihm kaum vorher erklären, warum er sterben muß, und er weiß vielleicht gar nicht, weshalb ihn eine Kugel trifft, und leidet vielleicht keine Sekunde lang. Ja, wenn ich ihm erklären könnte, warum ich ihn zum Tode verurtheile, und dann erst nach vierundzwanzig Stunden tödtete, das wäre vielleicht Strafe genug. Aber so—ein jäher Tod — das ist nichts!....

„Nichts!" stieß er laut hervor. „Ich muß auf etwas Anderes sinnen."

Er trat an den Tisch und entzündete eine der Kerzen. Dann beugte er sich nach dem Büchlein nieder und schlug wieder die Widmung auf.

Es hat Dich nichts genützt, Du dummes armes Ding, dachte er, er hat damals das Beten nicht erlernt und kann's bis heute nicht, aber man muß ihn jetzt dazu bringen. Man muß ihn dazu bringen, daß er sich in ohnmächtiger Qual und Wuth krümmt und die Hand erkennt, die über uns Allen ist.... Er hat einst seine Frau in seiner Art geliebt, liebt sie vielleicht noch, und wenn auch nicht, so wäre es ihm doch ein großes, bitteres Weh, wenn sie ihn dem Baron zu Liebe verlassen würde. Ich habe heute Alles, was in meiner Kraft stand, gethan, die Unglückliche mit ihrem Schicksal zu versöhnen, aber ich könnte ihr nun die rührende Geschichte von seinem Edelmuth gegen mich nochmals erzählen und diesmal der Wahrheit gemäß. Ich könnte ihr Dinge aus seinem Leben mittheilen, die sie aus diesem Hause forttreiben, die sie zwingen würden, den Baron um ihre Rettung anzuflehen, und—bei allen Heiligen, es wären keine Lügen! Wenn er eines Tages das Nest leer fände und alle Welt stünde auf Seite der Entflohenen und gäbe es ihm in allen Tonarten zu wissen: „Dir ist geschehen, wie Du es tausendfach verdient"—es wäre doch immer etwas, eine Art Vorspiel....

Er nickte eifrig und wiederholt. Ja, das wäre immerhin etwas! Auch mit dem Baron könnte man zu demselben Zwecke sprechen. Man könnte ihm sagen: „Der Mann, der die Geliebte Ihrer Jugend langsam zu Tode quält, ist derselbe, der Ihren Vater getödtet und an Ihrer Mutter auf's Schwerste gefrevelt hat".... Freilich müßte man es ihm nur dann sagen, wenn er vorher verspräche, den Grafen nicht zum Duell zu fordern. Denn sonst erschießt er ihn vielleicht, und das muß meine Sache bleiben....

Er legte das Buch in die Lade zurück, dann beugte er sich nach den Briefen, die zu Boden gefallen waren, schichtete sie in möglichster Ordnung wieder auf und schloß die Lade. Erst nachdem er den Schlüssel abgezogen, fiel ihm wieder bei, wonach er eigentlich zu suchen begonnen.

Er besann sich: sollte er auch jetzt noch nach dem Buch der Gräfin suchen? Um des Zweckes willen, der ihn vor einer Stunde dazu bestimmt, konnte er es nun nicht mehr thun wollen; nun lag ihm nicht daran, sich dem rollenden Fels entgegenzustemmen — im Gegentheil! er wollte seine Wucht vermehren und ihm nur eben die Richtung auf das eine, das schuldige Haupt geben.... Aber vielleicht wurde dies Letztere eben dadurch verhindert, wenn er das Blättchen im Bereich des Todfeindes ließ. Und er öffnete hastig die nächste Lade.

Aber er kam nicht mehr dazu, auch diese zu durchwühlen.

„Hans!" rief eine helle Stimme aus dem Schloßhof empor. „Hans, bist Du's?"

Es war Helenens Stimme. Er gab keine Antwort.

Nun hörte er ihren leichten Schritt auf dem Kiesweg, dann, wie sie sich durch das Strauchwerk drängte—nun stand sie dicht an der Mauer, und er wußte ja aus der Erfahrung von heute Vormittag, daß ihr das Gesimse nicht zu steil und hoch war.

„Ich komme!" rief er. Eilig schob er die Lade zu, zog den Schlüssel ab und stürzte an's Fenster.

„Gottlob — da bist Du!" rief sie empor. „Komm' komm', rasch — ich eile Dir entgegen!" Ihre Stimme zitterte vor Angst und Erregung.

„Was ist's?" rief er.

„Du mußt um einen Arzt—ich glaube wenigstens, daß es nöthig ist.... Aber so komm' doch!"

„Sofort!" rief er hinab. Dann legte er hastig den Schlüssel auf den Platz, wo ihn der Graf gelassen, entriegelte die beiden Thüren, löschte die Kerze und stürzte auf den Korridor hinaus.

Vierzehntes Kapitel.

Als er die Treppe erreichte, welche zum Schloßhof führte, kam ihm der Lakai Jean entgegen, der eben aus dem ersten Stockwerk herbeigeeilt war.

„Da find' ich Sie endlich!" begann er fast athemlos. Wo haben Sie nur gesteckt, Herr Fridinger? Der General ist seit einer Viertelstunde zurück und hat sofort nach Ihnen gefragt. Ich schoß und rannte umher—vergeblich! Als er dann von einem kurzen Besuch bei der Frau Gräfin zurückkam — muß eine verdammt unangenehme Unterredung gewesen sein, Herr Fridinger," schob er flüsternd ein— „brach das Donnerwetter vollends los wo Sie steckten. Nun hat er sich eben zum Souper gesetzt, befahl mir aber, ihm sogleich zu melden, wenn Sie kämen. Sie sollen im Kaffeezimmer warten, und er will vom Speisen aufstehen und zu Ihnen kommen — es ist also höchst dringend."

Aber da war auch schon Helene von dem Schloßplatz her zur Stelle. Sie hatte die letzten Worte gehört.

„Hans geht mit mir!" befahl sie. „Die Verantwortung nehme ich auf mich." Sie war bleich, die Augen standen voll Thränen.

Hans blickte sie an. Nun auch die! dachte er, in diesem Hause des Fluchs giebt es keinen glücklichen Menschen mehr.

„Du meldest es Seiner gräflichen Gnaden," sagte er dem Lakai. „Ich käme, sobald ich könnte!" Und als Jean zögerte, rief er gebieterisch: „Mach' fort!"

„Komm' mit!" flehte Helene und faßte seine Hand. „Die Gräfin verlangt nach Dir. Sie ist außer sich, ganz verzweifelt; ich fürchte, sie wird schwer krank. Und ich bin an Allem schuld!" schluchzte sie auf.

Sie schritten eilig durch den dunklen Garten, dem Eingang zu, welcher zu den Gemächern der Gräfin führte.

„Ich, Hans!" fuhr sie fort. „Freilich dachte ich an nichts Böses!.... Ich konnte ja nicht ahnen, daß es ihn so erzürnen würde...."

„Wen?"

„Den Onkel Dietrich.... Er vermuthet wohl Böses, Häßliches, und sie hat es so gut gemeint!.... Sie sprach ja mit ihm nur deshalb, weil ich sie darum gebeten hatte.... Das mußt Du dem Onkel sagen, Hans, und wenn Du Dich nicht traust, so thue ich es selbst, obwohl es mir sehr schwer fiele. Aber wissen muß er's.... Ich war ungeduldig, ich wollte Klarheit haben.... Das mag kindisch von mir gewesen sein, oder unweiblich, oder was er will—, aber dann mag er mir zürnen und nicht der armen Sophie!.... Du verstehst doch Hans?"

„Nicht ganz. Die Gräfin sprach in Ihrem Auftrage mit dem Baron, und der Graf kam zufällig hinzu?"

„Ach nein! Ich selbst habe es ihm ja gesagt!.... Nachdem sich der Baron im Pavillon von uns verabschiedet hatte, blieb ich noch eine Weile mit Tante Clarisse dort; aber sie trieb es diesmal noch viel schlimmer als sonst, warf mir vor, daß ich sie schon zu drei Viertheilen getödtet hätte, und ließ dann ihren Rittmeister im Kloster gar durch ein dreimonatliches Fasten sterben. Das ertrug ich auf die Dauer nicht, ging ihr durch und wollte mich wieder zu Sophie flüchten. Aber da hörte ich durch die Thüre die Stimme des Barons und ging in den Garten zurück. Die Gute hatte ihn sofort zu sich beschieden, obwohl sie sich so leidend fühlte.... Schlimm ist nur, dachte ich, daß er gerade Kopfweh hat; bei einer solchen Unterredung sollte man einen ganz freien Kopf haben; aber sie bringt es wohl trotzdem aus ihm heraus. Da schlägt es endlich Acht, ich höre den Wagen heranrollen; vor dem Portal begegne ich den Herren. Onkel Dietrich frägt sofort nach Dir, dann befiehlt er, das Souper zu serviren, da ja die dicke Excellenz aus Klagenfurt vor Neun wieder abreisen muß, und frägt dann die Diener: „Wo ist Baron Thernstein?" Sie wissen es nicht, ich aber sage es ihm leise. Er wendet sich jäh ab, bittet die Herren, ihn für einige Minuten zu entschuldigen, und eilte dann hierher. Ich ihm nach — „Onkel Dietrich," sage ich, „eine solche Unterredung stört man eines Soupers wegen nicht!" Da erst wendet er mir sein Gesicht zu, und ich weiche ganz erschreckt zurück—es war zum Fürchten, Hans, ich habe derlei noch nie gesehen!.... „Geh!" ruft er, und weil mich der Schreck lähmt, gehorche ich...., Aber ich hätte es nicht thun, ich hätte nicht feig sein und ihm Alles sagen sollen...."

Sie hatten, während die Comtesse dies hastig erzählte, den Weg durch den Garten zurückgelegt und stiegen nun die Treppe empor.

„Es ist Alles meine Schuld!" fuhr sie fort. „Kaum zwei Minuten später sah ich den Baron in den Garten treten, und gleich hinter ihm kam Onkel Dietrich; aber sie sprachen nicht mit einander, und es muß wohl oben eine schreckliche Scene gewesen sein.... Ich eilte zu Sophien—ach! wie ich sie fand! Auf dem Boden ausgestreckt, das Haar gelöst, der Blick starr. Als ich sie aufrichten wollte, schien sie erst wieder zur Besinnung zu kommen. „Es darf nicht geschehen!" schrie sie verzweiflungsvoll. „Ich überleb' es nicht!" Ich rief Eva herbei, wir wollten sie zu Bette bringen; sie duldete es nicht. „Ich muß aufbleiben," rief sie, „ich muß ihn nochmals sprechen—er darf mich nicht ungehört verurtheilen." Ich ließ Tante Clarisse herbeirufen; sie meinte, daß wir sofort den Arzt holen lassen müßten. Davon wollte aber Sophie nichts hören und rief nur nach Dir, und so lief ich denn in meiner Herzensangst, Dich zu holen."

Im Salon kam ihnen die Stiftsdame händeringend entgegen.

„Du mußt sofort den Arzt holen, Hans, sie fiebert und redet irre.... „Er darf nicht auch den Sohn tödten!" ruft sie, und wie ich ihr nun freundlich zuspreche und zur Zerstreuung etwas erzählen will, sagt sie: „Clarisse, lass' mich allein, bis Hans kommt! ich ertrage jetzt Dein Geschwätz nicht!" — Ihr seht, sie weiß nicht, was sie spricht.... „Geschwätz" .... es ist ein Jammer...."

Hans trat in das Boudoir der Gräfin. Sie lag auf einem Sopha, die Zofe war um sie beschäftigt. Bei seinem Eintritt schickte sie das Mädchen hinaus und wollte sich aufrichten. Aber es gelang ihr nicht, sie sank in die Kissen zurück.

„Hans!" rief sie ihm entgegen, „Du mußt mit dem Grafen sprechen, ihm sagen, daß ich Wort gehalten habe.... Ich flehe Dich an, Hans!.... Hast Du das Blättchen?"

„Nein," erwiderte er, „ich — ich suchte lange darnach und konnt' es nicht finden."

„Auch dies noch!" stöhnte sie auf und griff sich wild ins Haar. „Und Du hast mich auch nicht benachrichtigt, daß der Graf zurückgekehrt sei...."

„Ich wußte es selbst nicht," erwiderte er zögernd. „Ich suchte noch immer, als die Komtesse kam...."

„Du verbirgst mir etwas! Warum blickst Du so scheu zu Boden? Hans, hast auch Du Dich von mir gewendet?"

„Nein," erwiderte er, „von Ihnen nicht.... Aber nun läßt sich ja wohl nichts mehr thun...."

„Es muß sein! Er muß mich hören, um seiner selbst willen! Er darf sich nicht mit neuer Schuld beladen. Beweg' ihn hierher zu kommen oder mir zu gestatten, in sein Zimmer zu kommen — so schwach ich bin, ich werde es thun...."

Er schüttelte den Kopf. „Sie kennen ihn ja," sagte er.

„Sage ihm," rief sie außer sich, „daß ich mir ein Leid anthue, wenn er mich ungehört verdammt. Es ist keine leere Drohung — ich thu's!"

Nein, er sah es der Unglücklichen an, das war keine leere Drohung, und wie wenig Raum auch in seinem Herzen in diesem Augenblicke für ein anderes Gefühl war, als das der Rache an seinem Todfeind, für diesen grenzenlosen, diesen unverschuldeten Jammer regte sich doch das Mitleid in ihm.

„Beruhigen Sie sich!" bat er. „Was an mir liegt, Ihrer Seele wieder Ruhe zu verschaffen, wird geschehen."

Dies konnte er versprechen, dazu war er entschlossen.

Er kehrte in den Salon zurück.

„Da kann kein Arzt helfen," sagte er den beiden Damen. „Was die Frau Gräfin braucht, ist Ruhe —"

„Und Thee!" rief Clarisse. „Thee und Ruhe, das habe ich ja auch gesagt."

„Dann kochen Sie ihr einen Thee, aber lassen Sie sie allein. Auch Sie, gnädige Komtesse, sie hat es nöthig"...

Er verließ den Salon, schritt eilig dem Speisesaal zu, trat in das Kaffeezimmer und ließ sich bei dem Grafen melden.

Er hatte nicht lange zu harren. Der Graf trat ein. Noch in der Thüre hielt sein Antlitz den Ausdruck ruhiger Heiterkeit fest, den er seinen Gästen gegenüber heucheln mußte; aber dies wandelte sich, als er auf seinen Vertrauten zutrat.

„Wo warst Du?" fragte er.

„Komtesse Helene rief mich zu der Frau Gräfin!"

„Wozu?"

„Sie hatte nach mir verlangt!"

„Ich verstehe.... Hat sie Dich ganz in's Vertrauen gezogen?"

„Ja!"

„Um so besser, dann brauche ich Dir nichts mehr zu sagen. Du weißt, was das „sanfte Reh", der „gute Engel dieses Hauses" im Schilde führte, und daß des Schurken Sohn ein Schurke ist, nur noch etwas gewissenloser, als sein Vater.... Hans!" stöhnte er auf, „Du bist ein alter Mann und hast viel im Leben gesehen, — ist Dir schon je so viel Niedertracht und Heuchelei begegnet?"

Der Diener blickte zu Boden; er antwortete nicht.

„Du hast Dir auch wohl schon selbst gesagt, was nun folgen muß?"

Wieder erwiderte Hans nichts.

„Solltest Du es nicht wissen—doch davon später.... Wo ist Helene jetzt?"

„Noch immer drüben bei der Frau Gräfin."

„Und pflegt und liebkost sie wohl und ahnt nicht — oh! es ist zu schändlich!— Und das arme Kind hatte das verworfene Weib zu seiner Vertrauten gemacht! .... Helene muß sofort aus dem Hause, sie und meine Schwester. Sofort! — Hörst Du? Du lässest ihren Wagen anspannen und bringst ihnen meinen Befehl...."

Hans nickte stumm.

„Hierauf gehst Du zum Baron Thernstein. Er ist auf seinem Zimmer. Du meldest ihm, daß ich ihn um 11 Uhr in meinem Arbeitszimmer erwarte; früher sei es mir zu meinem Bedauern nicht möglich.... Bis Du dies verrichtet hast, werden die drei anderen Herren fort sein. Dann kommst Du zu mir in mein Zimmer—ich habe noch mit Dir zu sprechen."

„Es soll geschehen," sagte Hans und ging.

(Fortsetzung folgt.)

— Nach der Berechnung des polnischen Gelehrten Chinski beträgt die Gesammtzahl aller Polen in Europa 11,975,356 Köpfe. In Oesterreich leben in den Provinzen Galizien, Bukowina und Schlesien 3,922,300 Polen, in Preußen finden sich in den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien 2,672,000 Polen. Im Königreich Polen wurden 1884 7,357,375 Bewohner gezählt, von denen 5,400,000 als Polen angesehen werden, während die übrigen Einwohner aus Juden, Deutschen, Klein- und Großrussen bestehen. In Westrußland und Lithauen leben 958,056 und in Kurland etwa 23,000. Diese Angaben dürften sich als ziemlich richtig erweisen, nur mag die Zahl der im Königreich Preußen lebenden Polen um etwa 75,000 bis 100,000 zu niedrig angegeben sein.

Eine wahre Tigergeschichte.

Zu den ältesten Jägern und Indianerbekämpfern in Amerika gehört Paul Gillett, welcher ein halbes Jahrhundert lang in den Colorado- und Gilafluß-Districten eine sehr hervorragende Rolle spielte und sich noch jetzt dem edlen Waidwerk eifrig widmet, obwohl er 70 Jahre auf dem Rücken hat. Man könnte ganze Bände über die Erlebnisse dieses Mannes schreiben, welche in weiteren Kreisen noch völlig unbekannt sind. Denn Gillett nimmt eine merkwürdige Ausnahmestellung unter den Jägern ein; — er spricht nämlich nicht gerne von sich selbst und seinen Thaten. Dieser Tage hat er aber doch einem Zeitungsmenschen eines seiner Abenteuer anvertraut.

Ich hatte eines Tages, sagt er, ein interessantes Erlebniß mit Chihuahua-Königstigern. Diese Thiere, über welche wenig in den Ver. Staaten bekannt ist, sind die schönsten Thiere Amerikas. Sie sind von außerordentlicher Stärke, 7 bis 8 Fuß lang, haben eine prächtige goldige Farbe, durch welche sie den bengalischen Königstiger weit an Schönheit übertreffen, und sind gefleckt wie die Leoparden.

Im Monat September campirte ich nebst John Wilkinson und Tim Estabrook in unseren Bergwerken am Eingange der Dolores-Thalschlucht. Eine Partie Mexicaner benachrichtigte uns, daß sie ein altes spanisches Bergwerk, nur wenige Meilen von da, entdeckt hätten. Diese Nachricht genügte, um uns sofort auf die Beine zu bringen. Mit Flinten bewaffnet—denn ohne diese wagten wir nie einen Gang in der Gegend, sowohl wegen der reißenden Thiere wie wegen der umherschweifenden Apachen— machten wir uns auf den Weg. Wir fanden den verschütteten Eingang des Bergwerks und drangen in einen engen, feuchten, dunklen Gang etwa 50 Yards weit vor, — da plötzlich bemerkte ich in dem schlammigen Boden große, deutliche Spuren von Thierfüßen. „Um Gottes Willen," rief ich aus, „es haben sich hier Bären einquartiert, und wenn wir nicht schleunig hinauskommen, sind wir verloren." So hastig, wie möglich, traten wir den Rückzug an. Nachdem wir glücklich die freie Luft wieder erreicht hatten, trugen wir Holz und Buschwerk zusammen, um die Bestien auszuräuchern. Gerade vor dem Eingang des Tunnels schichteten wir den Holzstoß auf und sorgten dafür, daß recht starker Rauch entstehe, und derselbe sich in die Höhle ziehe. Dann setzten wir uns mit gespannten Flinten nieder und erwarteten den Feind.

Lange saßen wir, und es schien fast, als ob nichts mehr kommen werde. Ich erzählte irgend eine haarsträubende Grenzergeschichte und war im schönsten Zug, als urplötzlich zu unserem größten Entsetzen ein riesiger, goldigglänzender Königstiger brüllend über das Feuer und über uns hinaussprang. Im Nu folgte ein anderer, noch größerer. Estabrook wurde von dem Sprunge des zweiten zu Boden geworfen. Im ersten Schrecken vergaß jeder von uns seine Flinte, die wir in der langen Wartezeit nicht mehr in den Händen behalten hatten, und wir hatten keinen anderen Gedanken, als uns schleunigst auf Bäume zu retten. Das gelang denn auch Jedem mit knapper Noth. Mittlerweile stürzten noch eine alte Tigerin mit zwei Jungen aus dem Bergwerk.

Wir saßen nun in Bäumen, während unsere Flinten auf dem Boden lagen, und wir mußten uns unwillkürlich auslachen. Aber als alte Jäger wollten wir nicht lange in dieser uns schmachvoll erscheinenden Situation bleiben, sondern den Tigern zu Leibe gehen. So stiegen wir herunter, und in Gesellschaft eines alten Fährtefinders suchten wir die Bestien wieder auf. Endlich bemerkten wir einen der Tiger in einer Felsspalt. Wilkinson schoß und traf ihn gerade in's Herz. Die anderen entdeckten wir in einer nahen Schlucht, welche offenbar ihr Quartier No. 2 bildete. Die Schlucht war so schwer zugänglich, daß wir es für das Beste hielten, es wieder mit dem Ausräuchern zu versuchen. So schichteten wir denn wieder Holz und Erde auf, bereiteten uns aber besser vor, als das erste Mal. Wie ein Flintenschuß kam der erste Tiger über die Flammen herausgestürzt,—aber drei Flinten erwarteten ihn, und drei Kugeln streckten ihn nieder.

Dann sprangen die Tigermutter und ihre Jungen heraus. Wir verwundeten die Alte, und sie stürzte jetzt wüthend auf uns los, zerriß Estabrook die Kleider und zerfleischte ihm die linke Hand. Die beiden Jungen liefen nicht davon, sondern unterstützten die Mutter; wir machten aber beide durch Schüsse kampfunfähig. Dann feuerten wir unausgesetzt auf die Tigerin los; wir mußten aber sehr vorsichtig sein, um nicht den unglücklichen Estabrook zu treffen. Erst nach 5 Minuten erhielt die Tigerin die Todeskugel. Estabrook war mittlerweile furchtbar zugerichtet; er hat sich nie völlig erholt und ist für sein Leben lang gezeichnet.

Die Felle dieser Tiger sind sehr werthvoll. Wir verkauften die zwei großen in Los Angeles für $30 und die beiden kleinen für je $20.

„Nähre dich redlich!"

„O Madame, helfen Sie mir, ich brauche nur eine Kleinigkeit, um mein Glück zu begründen!" Mit diesen Worten redete ein schäbig aussehendes Individuum kürzlich eine Dame in Minneapolis an, als sie ihm die Hausthüre geöffnet hatte. „Ich bin noch nicht am Verhungern, und ich habe gerade noch einen Dollar nöthig, um einen ehrlichen Lebensunterhalt für mich und meine Familie zu gewinnen. Ist mein Unternehmen im Gang, so sind wir während des Winters vor dem Verhungern geschützt."

Die Frau hatte ein fühlendes Herz, aber keine sehr große Portion von Scharfsinn. „Haben Sie wirklich eine Familie in dürftigen Umständen?" fragte sie theilnehmend.

„Ich habe 8 Kinder," war die seufzende Antwort, „und ich will sie zu einem ehrlichen Leben zu erziehen suchen. Der Gedanke, daß auch nur eines von ihnen auf Abwege kommen sollte, macht mein Vaterherz schaudern."

Der Frau traten Thränen in die Augen. „Nun wohl, ist Ihnen damit gedient?" sagte sie und überreichte ihm einen Dollar.

„Gewiß," antwortete der Familienvater, während auch über sein Antlitz eine dicke Thräne rollte. „Ich kann jetzt mein Unternehmen ausführen, so lange die Tage noch nicht allzu kalt sind. Der Himmel vergelt's Ihnen. Adieu!"

„Und darf ich noch fragen, worin Ihr Unternehmen besteht?" bemerkte beim Abschied die Wohlthäterin.

„Das will ich Ihnen ganz genau sagen," war die Antwort, „ich kaufe ein kleines Boot, mit welchem ich auf Hennepin Island gerade genug Holz stehlen kann, um nicht nur meine armen Würmlein warm zu halten, sondern auch noch einen Theil zu verkaufen. Leben Sie wohl, gütiges Frauchen!"

Und ehe die Dame ihre Fassung wiedergewonnen hatte, war der unternehmende Familienvater mit dem Dollar verschwunden.

— Ein böser Buchbinder. Dichter: „Machen Sie nur den Einband recht schön — apart, in die Augen fallend!" Buchbinder: „Ja, ja — ich versteh' schon, der Einband soll halt die G'schicht wieder 'rausreiß'n!"

Biertrinkende Ziege.

„Böses Beispiel verdirbt gute Sitten," — mit diesem moralischen Satze wird ein recht komisches Geschichtchen eingeleitet, das aus Brooklyn, N. Y., gemeldet wird.

Die Wahrheit obigen Satzes wird nämlich auf's Neue bekundet durch eine 5jährige Ziege Namens „Nellie", welche einem Hrn. Elias Hilgam gehört oder bis vor Kurzem gehört hat.

Dieses Ziegenthier ist in einer Schankwirthschaft aufgewachsen, wo ihr natürlich „böse Beispiele" in Hülle und Fülle geboten wurden. Obwohl die Ziege, gerade wie der Zwerg Perkeo im Heidelberger Schloß, „von Wuchse klein und winzig", ist sie doch auch, wie jener Herr, „am Durste riesengroß".

Sie trinkt Bier und Schnaps, — aber nur aus Gläsern, der Bierkessel ist ihr zu plebejisch. Kürzlich ging „Nellie" in den Besitz des Hoteliers Geo. Schiellein über. Derselbe hatte sich „Nellies" Freundschaft dadurch erworben, daß er dieselbe mit „Geistigem" im Werthe von $5 in die richtige Stimmung versetzt hatte. Wenn „Nellie" durstig ist, so geht sie an das Bierfaß und meckert laut und vernehmlich. Der Schankwärter weiß, daß dies Meckern „Ein Bier" bedeutet. Als ein Herr Wilkinson vor einigen Tagen „Nellies" Treiben in der Wirthschaft betrachtete, gefiel ihm das Thierchen so gut, daß er es für einen Bauplatz, der einen Werth von $125 repräsentirt, käuflich erstand und im Triumphe nach Hause führte. Ein gutes Geschäft hat der Ziegennarr damit sicherlich nicht gemacht, — oder sollte er beabsichtigen, die meckernde Spirituosentrinkerin eine Kunstreise durch „Dime"-Museen machen zu lassen?

Diebsbande vom Citronenlande.

Eine äußerst gefährliche italienische Diebs- und Hehlerbande ist in Brooklyn, N. Y., aufgehoben worden. Schon seit längerer Zeit war die dortige Umgegend durch eine sehr bedeutende Anzahl kleiner und großer Diebstähle und Räubereien, welche sich meistens in den frühen Morgenstunden ereigneten, in Aufregung erhalten worden. Teppiche, die man über Nacht im Hofe gelassen, um sie auszulüften, Wäsche, welche an Waschleinen über Nacht hängen geblieben, waren des Morgens spurlos verschwunden. Häufig drangen Diebe nächtlicher Weile in Läden, Geschäfte, Logirhäuser, Restaurationen, Wirthschaften, Wohnhäuser, Fabriken, Lagerhäuser und nahmen Alles mit, was nicht niet- und nagelfest war. Die Polizei gelangte zu der Ansicht, daß sich irgendwo in der Nähe eine Hehlerhöhle befinden müsse, in welcher die Diebe die gestohlenen Waaren absetzen könnten. Man beschloß, das italienische Viertel gründlich zu durchsuchen. Das Erscheinen von Polizisten in Uniform würde natürlich Aufsehen erregt haben und so wurden zwei Geheimpolizisten instruirt, als angebliche Beamte der Gesundheitsbehörde die verdächtigen Häuser zu untersuchen. Sie hatten von einer Frau Finn ein Stück Teppich, das dem gleich war, welches in der Nacht vorher gestohlen worden war. Das war das einzige Beweismittel. In einem Italienerhause fanden sie den gestohlenen Teppich. Sie gaben sich den Bewohnern als Polizisten zu erkennen und kündigten ihnen ihre Verhaftung an. Der Hausbesitzer that sehr erstaunt. Er sagte, sein Sohn betreibe eine Grocerie im Hause, und er selbst sei ein reisender Juwelenhändler. Eine sofort vorgenommene Haussuchung förderte Hunderte der verschiedenartigsten Gegenstände zu Tage. Die meisten waren in Koffern verpackt, Teppiche, Kleider aller Art, Wäsche, Juwelen wie Ringe, Brochen, Armbänder, wissenschaftliche Instrumente, Teller von Silber, metallenes Geschirr, Besteck, Löffel, Gabel, Messer, Schläuche, Schnaps, Wein, Lederzeug, Pferdegeschirr, Sättel, Vasen, Bettücher 2c., 2c., im buntesten Durcheinander. Später wurden noch einige Leute verhaftet, welche sich, mit Gegenständen beladen, dem Diebsquartier näherten. Man hört in letzter Zeit überhaupt auffallend viel von italienischen Räubern oder Falschmünzern.

Schöne Zustände.

Was würde man von dem Collector eines Privatgeschäfts denken, der für jeden Dollar ausstehender Schulden, den er eintreibt, eine Auslage von sechzehn Dollars hätte? Und doch scheint es genau so mit der Eintreibung von staatlichen Gewerbesteuern in der Stadt der Bruderliebe zu stehen.

Anfangs Juni d. J. veröffentlichte der Stadt-Schatzmeister von Philadelphia ein 8000 Namen enthaltendes Verzeichniß von Leuten, welche angeblich dem Staate verschuldet waren, weil sie keine Gewerbesteuer bezahlt hatten. Die Veröffentlichung dieser Liste allein in verschiedenen Zeitungen kostete dem Staate etwa $40,000. Nur Wenige sahen sich infolge dieser Veröffentlichung veranlaßt, die Steuern zu zahlen. Die übrigen Namen wurden 5 Polizeirichtern übergeben, damit diese die Collectionen machten. Erst vor einigen Tagen — im Widerspruch zu den gesetzlichen Bestimmungen — wurden die ersten Berichte über diese Collectionen eingereicht. Es geht daraus hervor, daß im Ganzen $5000 collectirt worden sind. Um diese zu bekommen, wurden nicht nur die erwähnten $40,000 für Anzeigen, sondern noch weitere $40,000 für Constablerkosten, Magistratsgebühren u. s. w. verauslagt, — so daß es $80,000 kostet, um $5000 einzutreiben, also jeder Dollar $16 kostet!

Daß das ganze System dieser Steuereintreibung ein corruptes ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Ein Kundiger äußerte sich über die Angelegenheit: Die größte „Bonanza" liefern die Markthäuser. Zuerst kommt der Abschätzer mit seinem Buche, um die Namen aller Marktleute aufzunehmen. Der macht seine Sache gut, denn er wählt die Tage, an denen die Marktleute alle anwesend sind. Nun schickt er die Steuerzettel aus, um die sich aber Niemand kümmert. Dann kommen die Namen in die Hände der Polizeirichter, und der Constabler soll collectiren. Dieser wählt sich einen Tag, wo er die Meisten nicht antrifft, macht hinter jedem solchen Namen den Vermerk: „No good", — und dann wird vom Polizeirichter der Fall gegen den Staat entschieden, welch' letzterer außerdem in allen Fällen zu den Kosten verurtheilt wird. So kommt's!

— Die Erfindungsgabe der russischen Kaufleute ist erstaunenswerth, schreibt die „Kown. Gouv.-Ztg." Kürzlich wurde allen Eisenbahnbediensteten vorgeschrieben, alles mit Kreide auf die Wagen Geschriebene auszulöschen. Diese Maßregel wurde durch den Umstand veranlaßt, daß in zahlreichen Fällen Juden ihre Correspondenz über Handels-Börsen- und andere Geschäfte einfach in der angegebenen Weise führten. Die Correspondenz war ihnen doppelt vortheilhaft: die Nachrichten wurden früher als durch die Post zugestellt und kosteten nichts.

— Eigenthümliche Logik. Maler: Was, heute wird nicht gearbeitet, wollen heute 'mal fidel sein — ob ich nun einen Tag früher oder später ein berühmter Mann werde!

Mo[…]

Wenn sclavisch […]
hu[…]
So mag man das imme[…]
schu[…]
Doch wird der Mann erst […]
zar,
Dann ist er ein Geck und […]
Narr!

— Eine kleine Humo[…] russischen Styls. Aus Petersburg wird geschrieben: „Eben war im Dorfe Penys die mit dem Ankauf von Pferden für die Armee betraute Commission gewesen und hatte die Bauernpferde revidirt. Es herrschte natürlich eine große Aufregung unter den Bauern, da die Resultate der Revision noch nicht bekannt waren und Keiner wußte, ob sein Pferd für tauglich befunden sei oder nicht. Diese Aufregung benutzte der Bauer Shukow, der sonst nur wegen seiner Schnapsliebe bekannt war. Er verbreitete nämlich das Gerücht, als wüßte er, welche Pferde von der Commission gekauft werden würden und ging von Haus zu Haus, diesem oder jenem Bauer die angenehme Nachricht bringend. Natürlich war er gern gesehen und jeder Bauer hielt es für seine Pflicht, den allwissenden Shukow ordentlich zu tractiren. Die Freude dauerte aber nicht lange. Es erwies sich plötzlich, daß die Commission nicht ein einziges Pferd in dem Dorfe kaufen würde und nun war die Entrüstung über den Betrüger sehr groß. Alle hinters Licht geführten Bauern, es waren mehr als fünfzig, versammelten sich und verlangten von dem festgenommenen Shukow, er solle für die ihm zu Theil gewordene Bewirthung der ganzen Versammlung „Wodki" kaufen. Shukow hatte aber keine Kopeke in der Tasche. Da machten die Bauern kurzen Proceß, zogen dem Betrüger die letzten Kleider aus und kauften für dieselben Schnaps. Der arme Shukow durfte nur zusehen, wie die Dorfgesellen den Schnaps vertilgten—er bekam nicht einen Tropfen, sondern mußte noch obendrein halbnackt nach Hause wandern.

— Was nützt mich die Grammatik? Auf der Tour zwischen Potsdam und Berlin stiegen einst zwei Lieutenants in ein Coupé erster Classe, in dem sonst nur ein reicher aber nicht sehr gebildeter Baumeister saß. Dieser knüpfte mit den Offizieren ein Gespräch an, in dessen Verlauf er die „mir" und „mich" derart untereinander warf, daß ihn die Lieutenants aufzogen und seine Sprachschnitzer bekrittelten. — „Ach was", erklärte der Baumeister endlich lächelnd, „für mich is det janz schnuppe; mir versteht man so ooch. Wat meenen Se', meine Herren, wenn ick zu Bleichröder (dem Berliner Rothschild) jehe und sage: Borgen Se mich dreitausend Mark, — garantire Ihnen, er wirdse mich jeben. Glooben Sie aber, daß Sie se bekommen werden, wenn Sie ooch sagen: Borgen Sie mir dreitausend Mark?"

— Unerwünschte Collegialität. Der junge dramatische Dichter Jeremias Wasserkopf sitzt in der Bodega und trinkt eine Halbe weißen Portwein. Da klopft Jemand auf seine Schulter. Er dreht sich um und erblickt das „realistische" Antlitz seines Schusters, der ihn mit den Worten begrüßt: „Bleiben's nur sitzen, Herr Collega!"—Der Dichter streicht über seine Mähne und fragt indignirt: „Collega? Ich wüßte nicht?" — „Aber ich!" erwiderte der Schuhmacher. „Sagen Sie, hat einer meiner Stiefel Sie je gespannt?" — „Nun," erwiderte ehrlich der Dichter. — „Nein, sehen Sie, dasselbe ist bei Ihren Schauspielen der Fall!" erwidert der boshafte Schuster. „Und dann — sind meine Stiefel nicht ledern?" — Der Dichter nickt nur. — Ihre Trauerspiele auch!" sagt der Schuster. „Servus Collega!"

— „Lieber Mann, ich bin untröstlich über den Verlust meines süßen Moppels. Laß doch, bitte, eine Anzeige in die Zeitung setzen!" — „Gern, liebe Frau." — Am anderen Tage liest sie: „Zehn Mark Belohnung. Verloren ein Schooßhund mit einem Auge, ohne Schwanz, auf den Namen Moppel hörend, zu fett, um laufen zu können. Wer ihn ausgestopft zurückbringt, erhält dreißig Mark."

— Ein gewissenhafter „Wahlvorstand" war es, der, wie rheinische Blätter berichten, in einem Dorfe des Siegerlandes allein erschienen war, sich selbst wählte, sich darauf mit vernehmlicher Stimme fragte, ob er die Wahl annehme und ein ebenso vernehmliches „Nein" antwortete. Dann brachte er vorschriftsmäßig die ganze Wahlhandlung zu Protokoll.

— Vorsorglich. „Sag' mir, Else, warum schreibst Du nicht die Jahrzahl Deines Geburtstages in das Album, wie das Deine Freundinnen thaten? Mit vierzehn Jahren macht man noch kein Geheimniß aus seinem Alter!"—„Weil ich nicht möchte, daß man mir so Etwas nachweisen kann, wenn ich in zehn Jahren—zwanzig alt sein will!"

— Vorschlag. Sie: Wenn Du mir nur erst den Brillantring schenken würdest, würde mir ein Stein vom Herzen fallen. Er: Ich will Dir einen Vorschlag machen. Ich werde Dir einen einfachen Goldring schenken und da kannst Du den Stein einsetzen lassen, der Dir vom Herzen gefallen ist.

— Zubeschränkt. Afrikareisender: Eines Nachts wurden wir von einem Trupp Wilder angefallen und die Hälfte meiner Lastträger murden massakrirt. Backfisch (vorwurfsvoll): Aber Herr Professor, da hätten Sie doch den Nachtwächter rufen sollen!

— Eine ältere Dame mit unheilverkündenden Mienen wünscht den Herrn Baron zu sprechen. Diener: „Der gnädige Herr kann Sie leider nicht empfangen; der Arzt hat ihm das Sprechen untersagt." — Die Dame: „Das macht in diesem Falle nichts. Reden werde [ich]

— Druckfehler. Uebermorgen fahre ich mit meinem leeren Magen, in welchem sechs Personen bequem Platz haben, nach Oranienburg. Hierauf Reflektirende können unter billigen Bedingungen Theil nehmen. Näheres bei N. N. Dresdenerstraße, Berlin.

— Gewissenhaft. Ein Bauer tritt in's Theater und liest die Aufschrift: „Hier darf nicht geraucht werden." — „Entschuldigen Sie," wendet er sich ängstlich an den Pförtner, „darf man hier nicht sein Priemche weiter kauen?"

— Arbeitstheilung. „Aber, Herr Zipfel, was hat denn Ihr alter Diener zu thun, wenn Sie am Telephon stehen?"—„Ja sehen Sie, ich unterhielt mich eben mit meiner Braut, und der Alte kann so großartig seufzen!"

— Zartes Schamgefühl. „Papa, ist das Stück heute im Theater auch decent?"—„Gewiß! Doch warum fragst Du?" — „Weißt Du, wenn ich oft erröthen müßte, hätte ich passender das helle Kleid angezogen!"

— Hyperbel. Die Glatze des Herrn Calculators Beinhaupt leuchtet so hell, daß er in seinem Bureau die Lampen spart und beim Scheine der eigenen Stirn weiterarbeitet.

— Wer Anderen den Spiegel vorhalten will, muß sich selbst öfters darin besehen.

— Splitter. Die Praxis ist das Haarfärbemittel für die graue Theorie.